

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ein neues Zeitalter des Friedens und des Wohlstands ist zum Greifen nah. General Naga, der Anführer des Grünen Sturms, ist fest entschlossen, den Krieg gegen die fahrenden Städte zu beenden und die Welt zur Ruhe kommen zu lassen. Doch als auf seine Frau bei einem Staatsbesuch in Zagwa ein Attentat verübt wird, flammt der alte Hass wieder auf, und die Welt läuft einmal mehr Gefahr, in einen alles vernichtenden Schlagabtausch zu geraten ...

Philip Reeve ist seit vielen Jahren erfolgreicher Autor und Illustrator. Zusammen mit seiner Frau Sarah und seinem Sohn wohnt er im Dartmoor National Park, Südengland. Die insgesamt acht Mortal-Engines-Bücher (das Mortal-Engines-Quartett, drei Prequels und ein Band mit Erzählungen) stellen sein vielfach ausgezeichnetes Hauptwerk dar.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

PHILIP REEVE

MORTAL
ENGINES

DIE VERLORENE STADT

Aus dem Englischen
von Nadine Püschel und Gesine Schröder

 | TOR

Erschienen bei FISCHER Tor
Frankfurt am Main, Juni 2019

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »A Darkling Plain«
bei Scholastic Ltd.
© Philip Reeve

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70215-2



TIGERMÜCKEN ÜBER ZAGWA

Im Morgengrauen hatte Theo den Aufstieg begonnen. Zunächst erklimm er die steilen Straßen, Fußpfade und Schafwege hinter der Stadt, überquerte dann rutschige Geröllhalden und kletterte schließlich an der nackten Gebirgswand empor, wo immer er eine Mulde oder Kerbe fand, in der sich die blauen Schatten sammelten. Als er den höchsten Punkt erreichte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er legte eine kurze Rast ein, um zu verschlafen und etwas zu trinken. Ringsum waberten die Berge hinter den Hitzeschleiern, die sich von den warmen Felsen erhoben.

Sachte, sachte rückte Theo auf eine schmale Felsnase vor, die aus dem Gipfel ragte. Zu beiden Seiten ging es senkrecht tausend Meter weit in die Tiefe, hinunter zu schroffen Felsspitzen, Bäumen, weißen Flüssen. Ein Stein löste sich, fiel geräuschlos, kreiselnd, ins Nichts. Vor sich sah Theo nur den endlosen Himmel. Er richtete sich kerzengerade auf, holte tief Luft, sprintete die letzten Meter bis zur Felskante und sprang.

Weit und weiter ging es hinaus, tiefer und tiefer, in einem schwindelerregenden Gleitflug zwischen Berg und Himmel. Die Echos seines Schreis verhallten in der Stille, und Theo hörte nichts als sein trommelndes Herz und das Rauschen der Luft in seinen Ohren. Vom Wind hin und

her geworfen, stieß er aus dem Schatten der Felswand ins Sonnenlicht hinaus und erblickte unter sich – weit unten – seine Heimatstadt, das statische Zagwa. Von hier oben sahen die kupfernen Kuppeln und buntgestrichenen Häuser wie Spielzeug aus; die am Hafen an- und ablegenden Luftschiffe waren Blütenblätter im Wind, der sich durch die Schlucht schlängelnde Fluss ein silbernes Band.

Theo betrachtete das alles liebevoll, bis es hinter einer Bergschulter verschwand. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er geglaubt, er würde niemals nach Zagwa zurückkehren. Im Ausbildungslager des Grünen Sturms hatte man ihm beigebracht, dass die Liebe zu Heimat und Familie eitler Luxus sei, den er vergessen müsse, wenn er seinen Beitrag im Kampf für eine grüne Erde leisten wollte. Später, als gefangener Sklave an Bord der Floßstadt Brighton, hatte er von zu Hause geträumt, war aber überzeugt gewesen, dass seine Familie ihn nicht wiedersehen wollte, denn seine Eltern waren altmodische Antitraktionisten und hatten ihn, so glaubte er, für immer verstoßen, weil er weggelaufen war und sich dem Grünen Sturm angeschlossen hatte. Und doch war er nun zurück in den heimischen Hügeln von Afrika, und jetzt war es seine Zeit im Norden, die ihm wie ein Traum vorkam.

Das alles hatte er nur Wren zu verdanken, dachte er im Fallen. Wren – dieses sonderbare, mutige, witzige Sklavemädchen, das er in Brighton kennengelernt hatte. »Fahr nach Hause zu deinen Eltern«, hatte sie zu ihm gesagt, nachdem sie zusammen geflohen waren. »Sie lieben dich noch immer, und sie werden dich bestimmt mit offenen Armen empfangen.« Und sie hatte recht behalten.

Links von ihm schoss ein aufgeschreckter Vogel vorbei, was Theo daran erinnerte, dass er sich im freien Fall befand

und auf eine Menge unfreundlich aussehender Felsen zuraste. Er öffnete den großen Drachen, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte, und stieß ein Triumphgeheul aus, als die Tragfläche ihn ruckartig nach oben zog und sein betäubender Sturz in einen anmutigen Segelflug überging. Das Brüllen des vorbeirauschenden Windes wich sanfteren Geräuschen: dem Wispern der Silikonseide und dem Knarzen der Taue und Bambusstreben.

Früher hatte sich Theo oft mit seinem Drachen vom Berg gestürzt, um im Spiel mit Wind und Thermik seinen Mut zu beweisen. Viele junge Zagwaner gingen Drachenfliegen. Seit seiner Rückkehr aus dem Norden vor sechs Monaten hatte er so manches Mal neiderfüllt zu den bunten Flügeln aufgeschaut, jedoch nie gewagt, sich ihnen anzuschließen. Während seiner Abwesenheit hatte er sich zu sehr verändert. Er fühlte sich älter als die anderen Jungen in seinem Alter, war ihnen gegenüber aber schüchtern und schämte sich dessen, was er gewesen war – Tumblerbombenpilot, Kriegsgefangener und Sklave. An diesem Morgen jedoch waren die anderen Wolkenflieger alle in der Zitadelle, um die fremden Besucher zu bestaunen. Theo hatte gewusst, dass er den Himmel für sich allein haben würde, und es schon beim Aufwachen kaum erwarten können, sich wieder in die Lüfte zu schwingen.

Wie ein Falke glitt er im Wind dahin und schaute zu, wie sein Schatten über die sonnenbeschienenen Ausläufer des Berges schoss. Echte Falken, die unter ihm in der glasklaren Luft schwebten, wichen ihm vor Schreck und Empörung keckernd aus, als er vorbeisauste, ein schlanker schwarzer Junge mit himmelblauem Flügel. Ein Eindringling.

Theo vollführte einen Looping und wünschte, Wren könnte ihn sehen. Aber Wren war weit weg, irgendwo auf

den Vogelpfaden, die sie im Luftschiff ihres Vaters bereiste. Nach ihrer Flucht von Wolke Sieben, dem schwebenden Palast von Brightons Bürgermeister, hatten sie die Traktionsstadt Kom Ombo angesteuert, wo Wren Theo geholfen hatte, eine Koje an Bord eines nach Süden fahrenden Frachters zu finden. Auf dem Kai, während das Luftschiff sich zum Ablegen bereitmachte, hatten sie sich voneinander verabschiedet, und er hatte sie geküsst. Und obwohl Theo schon andere Mädchen geküsst hatte, darunter viel hübschere als Wren, konnte er Wrens Kuss nicht vergessen. In den unerwartetsten Momenten – so wie jetzt – kehrten seine Gedanken wieder dorthin zurück. Als er sie küsste, waren all ihr Lachen und ihr sarkastischer Humor verschwunden, und sie war zittrig und ernst geworden und so still, als lausche sie angestrengt auf etwas, das er nicht hören konnte. Einen Augenblick war er drauf und dran gewesen, ihr zu sagen, dass er sie liebe und dass sie mit ihm kommen solle, oder zu fragen, ob er bei ihr bleiben könne – doch Wren war so besorgt um ihren Vater, der eine Art Herzanfall erlitten hatte, und so wütend auf ihre Mutter, die sie im Stich gelassen hatte und mit Wolke Sieben in der Wüste abgestürzt war, dass er das Gefühl gehabt hätte, ihre Situation auszunutzen. Seine letzte Erinnerung an sie war, wie er zu ihr hinunterschaute, als das Luftschiff in den Himmel aufstieg, und sie ihm nachwinkte und dabei kleiner und kleiner wurde, bis sie ganz verschwand.

Sechs Monate war das her! Schon ein halbes Jahr ... Es wurde höchste Zeit, dass er aufhörte, ständig an sie zu denken.

Also dachte er eine Weile an gar nichts, sondern kurvte und segelte im übermütigen Wind nach Westen, mit einem grünen Berg zwischen sich und Zagwa, an dem über den

Kronen des Nebelwalds Fetzen und Fahnen aus weißem Dunst wehten.

Ein halbes Jahr. Die Welt hatte sich in dieser Zeit sehr verändert. Es hatte jäh Erschütterungen gegeben wie von einem Zusammenstoß tektonischer Platten, bei dem sich die Spannungen aus den langen Jahren des vom Grünen Sturm entfesselten Krieges schlagartig entluden. Begonnen hatte es mit dem Tod von Stalker Fang. Jetzt gab es einen neuen Herrn in der Jadepagode, General Naga, der in dem Ruf stand, hart und unnachgiebig zu sein. Kaum war er zum Anführer ernannt worden, hatte er den Vormarsch der Pangermanischen Traktionsstadtgesellschaft in den Rostigen Marschen gestoppt und die slawischen Städte zerstört, die den Grünen Sturm seit Jahren an der Nordgrenze seines Hoheitsgebiets gepiesackt hatten. Doch dann hatte er zum Erstaunen der ganzen Welt seine Luftflotten zurückbeordert und einen Waffenstillstand mit den Traktionsstädten geschlossen. Es kursierten Gerüchte, dass der Grüne Sturm politische Gefangene freiließ und besonders strenge Gesetze wieder aufhob; es wurde sogar gemunkelt, dass Naga vorhabe, den Grünen Sturm aufzulösen und die alte antitraktionistische Liga wiederzubeleben. Nun hatte er eine Delegation geschickt, um mit der Königin und dem Stadtrat von Zagwa zu verhandeln – eine Delegation unter der Leitung seiner eigenen Ehefrau, Lady Naga.

Sie war der Grund, weshalb Theo im Morgengrauen losgezogen war, um seinen alten Drachen in die luftigen Höhen über der Stadt aufsteigen zu lassen. Heute sollten die Gespräche beginnen, und sein Vater, seine Mutter und seine Schwestern hatten sich in die Zitadelle begeben, um einen Blick auf die Fremden zu erhaschen. Sie waren aufgeregt und hoffnungsvoll. Aus Abscheu vor der Doktrin des

totalen Krieges und den Armeen aus wiedererweckten Leichen hatte Zagwa nach der Machtübernahme des Grünen Sturms die antitraktionistische Liga verlassen. Aber jetzt (so war es Theos Vater zu Ohren gekommen) schlug General Naga einen offiziellen Frieden mit den Barbarenstädten vor, und es gab sogar Hinweise, dass er bereit war, die Stalker zu verschrotten. Wenn er das wirklich tat, würden sich Zagwa und die anderen afrikanischen Statikstädte vielleicht wieder an der Verteidigung der letzten grünen Gegenden der Erde beteiligen. Theos Vater legte Wert darauf, dass seine Frau und seine Kinder diesen historischen Augenblick in der Zitadelle miterlebten, und noch dazu war er neugierig auf Lady Naga, die, wie er gehört hatte, recht jung und überaus schön war.

Theo hingegen hatte vom Grünen Sturm mehr als genug gesehen und glaubte kein Wort von dem, was Naga oder dessen Gesandte behaupteten. Während sich also ganz Zagwa in den Gärten der Zitadelle drängte, stieg er in der goldenen Luft auf und ab und dachte an Wren.

Da bewegte sich etwas unter ihm, wo sich nichts hätte bewegen dürfen, nichts außer Vögeln jedenfalls, und diese Dinger waren zu groß, um Vögel zu sein. Sie stiegen aus dem weißen Nebel über dem Wald auf, zwei winzige Luftschiffe, die Hüllen mit schwarz-gelben Wespenstreifen bemalt. Die kleinen Gondeln und stromlinienförmigen Triebwerksgehäuse waren Theo, der während seiner Ausbildung beim Grünen Sturm die Erkennungsmerkmale sämtlicher feindlicher Schiffe hatte auswendig lernen müssen, auf Anhieb vertraut. Es waren Cosgrove Tigermücken, die von Mitgliedern der Traktionsstadtgesellschaft als Kampfbomber eingesetzt wurden.

Aber was machten sie hier? Dass die deutschen Trakti-

onsstädte Schiffe nach Afrika schickten, geschweige denn so weit in den Süden, hatte Theo noch nie gehört.

Und dann dachte er: *Sie sind wegen der Verhandlungen hier.* Die Raketen, die er wie Messer in den Halterungen unter den Gondeln aufblitzen sah, würden schon bald auf die Zitadelle zurasen, in der sich Nagas Ehefrau befand. Und die Königin von Zagwa. Und Theos Familie.

Er musste sie aufhalten.

Es war seltsam, wie ruhig er blieb, als er das dachte. Gerade eben noch hatte er die Sonne und die klare Luft genossen und dabei tiefen Frieden empfunden, und jetzt sah er seinem Tod entgegen – und trotzdem kam ihm das ganz natürlich vor, als gehörte es zu diesem Morgen wie der Wind und der Sonnenschein. Er ließ den Drachen nach vorn kippen und tauchte im Sinkflug zu der hinteren Tigermücke hinunter. Die Aeronauten hatten ihn noch nicht gesehen. Die Tigermücken waren Zwei-Mann-Schiffe, und er bezweifelte, dass die Besatzung mit Gefahr von oben rechnete. Der Drachen trug ihn immer näher heran, bis er erkennen konnte, wie die Farbe von den Triebwerkgehäusen abblätterte. Auf den großen Steuerrudern prangte das Symbol der Traktionsstadtgesellschaft, eine gepanzerte Faust auf Rädern. Unwillkürlich empfand Theo so etwas wie Bewunderung für diese tollkühnen Piloten, die sich in ihren Schiffen so weit in antitractionistisches Gebiet hineinwagten.

Er stemmte sich zurück und bremste den Drachen ab, wie er es vor Jahren gelernt hatte, als er mit seinen Schulkameraden in den Aufwinden über dem Liemba-See geflogen war. Diesmal jedoch landete er nicht im Wasser, sondern auf der harten, abgerundeten Oberseite des Luftschiff-rumpfes. Der Aufprall kam ihm furchtbar laut vor, aber er

beruhigte sich damit, dass die Männer in der Gondel über dem Dröhnen ihrer großen Triebwerke ganz sicher nichts gehört hatten. Er befreite sich aus dem Gurtzeug und versuchte, seinen Drachen unter den Leinen zu verstauen, die quer über die Hülle gespannt waren, aber der Wind riss ihn ihm aus den Händen, und er musste loslassen, um nicht mitgezogen zu werden. An die Leinen geklammert, sah er hilflos zu, wie der Drachen davontrudelte.

Theo hatte sein einziges Fluchtmittel verloren, doch noch bevor er sich darüber Gedanken machen konnte, klappte neben ihm eine Luke auf, und ein lederbehelmter Kopf ploppte hervor und starrte ihn durch eine getönte Fliegerbrille an. Also hatten sie ihn doch gehört. Er warf sich nach vorn, und er und der Aeronaut kippten zusammen durch die Luke, stürzten einen kurzen Aufstieg hinunter und krachten mit voller Wucht auf einen metallenen Laufsteg zwischen zwei Gaszellen. Theo rappelte sich schnell auf, aber der Aeronaut blieb benommen liegen. Es war eine Frau, dem Aussehen nach eine Thai oder Laotin. Asiaten, die für die deutschen Traktionsstädte kämpften? Das war Theo neu. Aber hier hatte er eindeutig eine vor sich, in der Uniform der Traktionsstadtgesellschaft und in einem ihrer Schiffe, das mit vollen Raketenhaltern auf Zagwa zuhielt.

Das war alles höchst rätselhaft, aber Theo hatte keine Zeit, sich darüber zu wundern. Er knebelte die Aeronautin mit ihrem eigenen Schal, zog dann das Messer aus ihrem Gürtel und schnitt ein Stück Seil aus dem Netz um die Gaszellen, um ihre Hände am Geländer des Laufstegs festzubinden. Gerade als er die letzten Knoten festzurzte, kam sie zu sich, wand sich in den Fesseln und funkelte ihn durch ihre gesprungenen Brillengläser wütend an.

Er ließ sie weiterzappeln, rannte den Steg entlang zu

einer weiteren Leiter und kletterte im Schatten der Gaszellen in die Tiefe. Das Geräusch der Motoren wurde immer lauter, bis es die erstickten Flüche von oben übertönte. Als er sich in die Gondel fallen ließ, blendete ihn das Licht von den Fenstern. Er blinzelte und sah den Piloten mit dem Rücken zu ihm an den Steuerhebeln stehen.

»Was war das?«, fragte der Mann auf Airsperanto. Airsperanto? Das war die Verkehrssprache der Luftschiffer, aber Theo hatte immer gedacht, in der Traktionsstadgesellschaft würde Neudeutsch gesprochen ...

»Ein Vogel?«, fragte der Mann, betätigte einen seiner Hebel und drehte sich um. Er war ebenfalls asiatischer Herkunft. Theo stieß ihn gegen die Wand und drohte ihm mit dem Messer.

Draußen kam hinter einem Bergsporn die Stadt in Sicht. Die Besatzung der Tigermücke vor ihnen, nicht ahnend, was an Bord ihres Schwesterschiffs vor sich ging, legte die Steuerruder um und nahm Kurs auf die Zitadelle.

Theo zwang den Aeronauten auf den Pilotensitz und tastete nach den Schaltern der Funkanlage. Genau so ein Gerät hatte er in seiner Zeit beim Grünen Sturm in der Führerzelle seiner Tumblerbombe gehabt. Er schrie ins Mikrophon: »Zagwa! Zagwa! Ihr werdet angegriffen! Zwei Luftschiffe! – Ich bin in dem hinteren!«, fügte er hastig hinzu, als neben ihm die ersten Feuerbälle zerbarsten und Granatsplitter so heftig gegen die gepanzerte Gondel prasselten, dass die Scheiben Risse bekamen.

Der Aeronaut nutzte diesen Augenblick, um zur Gegenwehr überzugehen. Er stemmte sich aus dem Sitz hoch und rammte den Kopf gegen Theos Brust. Theo ließ das Mikrophon fallen, und der Pilot packte seine Messerhand. Sie rangen um die Waffe, bis plötzlich überall Blut war,

und als Theo genauer hinsah, stellte er fest, dass es von ihm kam. Der Pilot stach noch einmal zu, und Theo brüllte vor Zorn, Angst und Schmerz laut auf und versuchte, die Klinge zu fassen zu bekommen. Das wutverzerrte Gesicht seines Gegners nahm ihn so in Beschlag, dass er nicht einmal bemerkte, wie das Luftschiff vor ihnen in einem gelben Feuerblitz explodierte. Die Druckwelle erwischte ihn völlig unerwartet; alle Fenster der Gondel zersprangen, und im nächsten Moment krachten und klirrten Trümmer gegen das Schiff. Ein abgerissenes Propellerblatt sauste wie eine Sense durch die Gondel. Der Pilot wurde durch das klaffende Loch gesogen, wo eben noch die Seitenwand gewesen war, und hinterließ Theo nur das Nachbild seiner ungläubig aufgerissenen Augen.

Theo kämpfte sich zur Funkanlage vor und griff nach dem herabbaumelnden Mikrophon. Er wusste nicht, ob es noch funktionierte, aber er brüllte trotzdem hinein, bis der Blutverlust, die Erschöpfung und die nackte Angst ihn übermannten. Das Letzte, was er im Fallen wahrnahm, waren Stimmen, die ihm sagten, dass Hilfe unterwegs sei. Von der Zitadelle stiegen zwei parallele Kondensstreifen auf. Darüber erhoben sich, blau wie Prachtlibellen, die Luftschiffe des Zagwanischen Fliegerkorps in den goldenen Himmel.



HERZENSANGELEGENHEITEN

*Absender: Wren Natsworthy
LMS Jenny Haniver
Peripatetiaopolis
24. April 1026 TZ*

*Lieber Theo,
ich hoffe, das Leben in Zagwa ist nicht zu öde? Falls doch, dachte ich, vielleicht könnte ich Dir mal einen richtigen Brief schreiben und erzählen, was ich alles so gemacht habe. Kaum zu glauben, dass es schon so lange her ist ... Es kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen – Brighton und Wolke Sieben und das mit Mum ...*

Kurz nachdem Du nach Zagwa abgereist bist, hat uns auch Professor Pennyroyal verlassen. Er hat Freunde in anderen Städten, bei denen er sich einnisten wollte. Aus dem Wrack von Wolke Sieben hat er nichts retten können, nur seine Klamotten, und die waren zu extravagant, um auf dem Basar von Kom Ombo viel einzubringen. Ich hatte fast ein bisschen Mitleid mit ihm. Er war uns ja durchaus eine Hilfe, auf dem Weg nach Kom Ombo und später im Krankenhaus, wo er den Ärzten so lange gedroht hat, bis sie Dad umsonst behandelt haben. Aber er wird schon durchkommen, denke ich (Pennyroyal, meine ich). Außerdem will er ein neues Buch schreiben, das von der Schlacht in Brighton handelt. Er hat mir versprochen, dass er nicht lügen

wird, vor allem nicht über Dich oder mich, aber das war wohl eins dieser Versprechen, die er vergessen wird, sobald er sich an seine Schreibmaschine setzt.

Dad geht es so weit gut. Die Ärzte in Kom Ombo haben ihm grüne Tabletten gegeben, die er gegen die Schmerzen nehmen kann, und seit dieser schrecklichen Nacht auf Wolke Sieben hat er keine Anfälle mehr gehabt. Aber er wirkt irgendwie furchtbar alt – und furchtbar traurig. Wegen Mum natürlich. Er hat sie wirklich geliebt, trotz ihrer Art. Dass sie nicht mehr bei ihm ist und er nicht mal weiß, ob sie überhaupt noch lebt, macht ihn todunglücklich, obwohl er versucht, tapfer zu sein.

Ich dachte ja, er würde sofort mit mir nach Anchorage-in-Vineland heimkehren wollen, sobald er wieder auf den Beinen ist, aber bislang hat er das mit keinem Wort erwähnt. Also reisen wir seitdem auf den Vogelpfaden umher, sehen ein bisschen von der Welt und treiben Handel – vor allem mit Antiquitäten und Old-Tech, aber harmlose Sachen, nicht so was wie dieses grässliche Zinnbuch! Wir verdienen ganz gut damit, jedenfalls gut genug, dass wir das Schiff neu streichen und die Triebwerke überholen lassen konnten. Wir haben es wieder in Jenny Haniver umbenannt. So hieß es nämlich, bevor Professor Pennyroyal es vor vielen Jahren von Mum und Dad geklaut hat. Zuerst waren wir nicht sicher, ob es gefährlich sein könnte, aber ich glaube nicht, dass sich noch irgendjemand an den Namen von Stalker Fangs erstem Schiff erinnert, und selbst wenn, interessiert es wohl keinen.

Hast Du von dem Waffenstillstand gehört? (Ich fand ja gleich, dass General Naga ein anständiger Mensch ist. Als die Soldaten des Grünen Sturms uns auf Wolke Sieben gefangen genommen haben, waren sie ziemlich brutal, und Naga hat sie davon abgehalten, uns zu misshandeln. Es ist gut zu wissen, dass der neue Anführer des Grünen Sturms sich klar gegen solche

rüden Methoden ausspricht.) Also jedenfalls sind hier alle ganz begeistert wegen des Waffenstillstands und hoffen, dass der Krieg damit vorbei ist, und das hoffe ich auch.

An das Leben als Luftpädlerin habe ich mich inzwischen ganz gut gewöhnt. Du würdest staunen, wie sehr ich mich verändert habe. Ich habe mir die Haare nach der neuesten Mode schneiden lassen, so ein schiefer Schnitt, bei dem die Haare auf der einen Seite bis zum Kinn gehen und auf der anderen nur bis zum Ohr. Ich will ja nicht eitel klingen, aber es sieht extrem schick aus, auch wenn ich mit der Frisur manchmal das Gefühl habe, als würde ich auf einem Hang stehen. Außerdem habe ich neue, hohe Stiefel und eine Lederjacke, nicht so einen langen Mantel, wie Daddy und die anderen Oldschool-Aeronauten ihn tragen, sondern so tunikamäßig, mit rotem Seidenfutter und einer Art Zipfeln unten am Saum, die Schluppen oder Flappen oder so ähnlich heißen. Und während ich das schreibe, sitze ich in einem Café hinter dem Flughafen von Peripatetiapolis, fühle mich durch und durch wie eine Aeronautin und genieße es einfach, an Bord einer Stadt zu sein. Früher konnte ich mir nie vorstellen, wie es sich in richtigen Städten lebt, wo ich doch nur mein verschlafenes Kaff kannte. Aber seit ich so viel Zeit auf Städten verbringe, habe ich sie lieben gelernt – so viele Menschen, so viel Leben, und wie die Motoren die Gebwege wummern lassen, als wäre ganz Peripatetiapolis ein gewaltiges, lebendiges Tier. Ich warte auf Dad, der auf die oberen Decks gefahren ist, um nachzufragen, ob die Ärzte hier vielleicht bessere Pillen auf Lager haben als die, die man ihm in Kom Ombo verschrieben hat. (Er wollte natürlich nicht gehen, aber ich habe ihn irgendwann dann doch dazu überredet!) Und wie ich hier so saß, musste ich an Dich denken, wie so oft, und ich dachte ...

So war das nichts, beschloss Wren. Sie knüllte das Blatt zusammen und pfefferte es in einen Abfalleimer in der Nähe. Mittlerweile war sie ziemlich treffsicher. Sie hatte Theo schon an die zwanzig Briefe geschrieben, und bislang hatte sie keinen einzigen in die Post gegeben. Zu Weihnachten hatte sie eine Karte geschickt, denn obwohl Theo nicht sonderlich religiös war, lebte er doch in einer christlichen Stadt und feierte wahrscheinlich deren seltsame alte Feste alle mit. Aber außer »Frohe Weihnachten« und ein paar Zeilen, wie es ihr und ihrem Dad ging, hatte sie nichts geschrieben.

Das Problem war, dass Theo sie wahrscheinlich längst vergessen hatte. Selbst wenn er sich an sie erinnerte, interessierte er sich bestimmt nicht für ihre Kleidung oder ihre Frisur. Und wie sie vom Stadtleben geschwärmt hatte, würde ihn wohl eher schockieren, denn er war überzeugter Antitractionist.

Aber sie konnte ihn nicht vergessen. Wie tapfer er auf Wolke Sieben gewesen war. Und dieser Abschiedskuss auf dem Luftkai in Kom Ombo, zwischen all dem ölverschmierten Tauwerk, Bergen von Lastzug-Kupplungen, den brüllenden Hafenarbeitern und dröhnenden Motoren. Es war Wrens erster Kuss gewesen. Sie hatte nicht genau gewusst, wie das ging; sie war nicht sicher, was sie mit ihrer Nase anfangen sollte; als ihre Zähne aneinanderstießen, bekam sie Angst, dass sie alles falsch machte. Theo hatte gelacht und gesagt, diese Küsserei sei schon eine komische Angelegenheit, und sie hatte gesagt, mit ein bisschen Übung hätte sie den Dreh vielleicht bald raus, doch da rief der Kapitän seines Luftschiffs schon: »Alle an Bord!«, und begann seine Ankerklemmen zu lösen, und sie hatten keine Zeit mehr gehabt ...

Das war vor sechs Monaten gewesen. Theo hatte einmal geschrieben – der Brief hatte Wren im Januar in einer

schäbigen Luftkarawanserei in den Tannhäuser-Bergen erreicht –, dass er es wohlbehalten zurück nach Hause geschafft habe und von seiner Familie willkommen geheißen worden sei »wie der verlorene Sohn« (was offenbar auch etwas Christliches war). Aber Wren hatte es nie fertiggebracht zu antworten.

»So ein Mist!«, sagte sie und bestellte einen weiteren Kaffee.



Tom Natsworthy, Wrens Vater, hatte schon oft dem Tod ins Auge geblickt und viele furchteinflößende Situationen erlebt, aber nie hatte ihn eine so kalte Angst gepackt wie jetzt.

Er lag mit nacktem Oberkörper auf einem kühlen Stahltisch in der Praxis eines Herzspezialisten auf Deck zwei von Peripatetiaopolis. Über ihm drehte eine Maschine mit einem langen, mehrgliedrigen hydraulischen Hals ihren metallischen Kopf hin und her und untersuchte ihn mit wissender Miene. Tom war ziemlich sicher, dass die grün leuchtenden Linsen an ihrem beweglichen Ende von einem Stalker stammten. Er vermutete, dass Stalker-Bauteile heutzutage leicht zu bekommen waren. Eigentlich sollte er froh sein, dass all die Kriegsjahre auch etwas Gutes hervorgebracht hatten, neue medizinische Verfahren und Diagnoseapparate wie diesen hier. Doch als der Kopf aus mattem Stahl zu seinem Torso hinabsank und er die Maschinerie hinter den glänzenden Augen klicken und surren hörte, dachte er unweigerlich an den alten Stalker Shrike, der ihn und Hester in den Außenlanden gejagt hatte, damals kurz vor Londons Untergang.

Als es vorbei war und Dr. Chernowyth seine Maschine abschaltete und aus seiner kleinen, mit Blei verkleideten

Kabine kam, konnte er Tom nichts sagen, was dieser nicht bereits geahnt hatte. Infolge der Kugel, mit der Pennyroyal ihn vor vielen Jahren in Anchorage verwundet hatte, leide er an Herzschwäche. Es werde sich stetig verschlimmern, und irgendwann werde er daran sterben. Er habe noch ein, zwei Jahre zu leben, vielleicht fünf, nicht mehr.

Der Arzt schürzte die Lippen, schüttelte den Kopf und riet ihm, es ruhiger angehen zu lassen, aber Tom lachte nur. Wie konnte man im Lufthandel die Dinge ruhiger angehen lassen? Das ginge höchstens, wenn er nach Anchorage-in-Vineland heimkehrte, aber nach dem, was er über Hester erfahren hatte, konnte er sich dort nie wieder blicken lassen. Tom selbst war schuldlos, schließlich hatte nicht er die Eisstadt an die Kaperjäger von Arkangel verraten oder war mordend durch ihre verschneiten Straßen gezogen, aber er schämte sich für seine Frau und kam sich dumm vor, dass er so lange mit ihr zusammengelebt hatte, ohne ihre Lügen zu durchschauen.

Davon abgesehen würde Wren es ihm nie verzeihen, wenn er jetzt mit ihr nach Hause fuhr. Sie war genauso abenteu-erlustig wie er in ihrem Alter. Sie genoss das Leben auf den Vogelpfaden, und sie zeigte Talent als Aeronautin. Er würde bei ihr bleiben und weiter Handel treiben, sie mit allen Tücken und Freuden der Luftfahrt vertraut machen und sein Bestes tun, um sie vor Schwierigkeiten zu bewahren. Und wenn die Todesgöttin kam, um ihn ins Sonnenlose Land zu holen, würde er Wren die *Jenny Haniver* vermachen, so dass sie selbst entscheiden konnte, welches Leben sie wollte, den Frieden von Vineland oder die Freiheit über den Wolken. Die Neuigkeiten aus dem Osten waren vielversprechend. Wenn der Waffenstillstand hielt, würde es bald reichlich Gelegenheit zum Handeln geben.

Kaum hatte er die Praxis von Dr. Chernowyth verlassen, fühlte Tom sich schon besser. Hier draußen, unter dem Abendhimmel, schien es ihm undenkbar, dass er sterben würde. Die Stadt schaukelte sanft, während sie an der felsigen Westküste der Großen Jagdgründe entlang nach Norden rumpelte. Draußen auf dem im Licht des Sonnenuntergangs silbern schimmernden Meer tuckerte auf gleicher Höhe ein Fischerstädtchen unter einer Wolke von Möwen dahin. Tom blieb eine Weile an der Reling stehen und bewunderte den Ausblick, dann nahm er einen Aufzug hinunter zum Hauptdeck, schlenderte über den Markt hinter dem Lufthafen und erinnerte sich an seinen ersten Besuch in Peripatetiapolis vor zwanzig Jahren, mit Hester und Anna Fang. An einem dieser Stände hatte er Hester einen roten Schal gekauft, damit sie ihr vernarbtes Gesicht nicht immer hinter der Hand verstecken musste ...

Aber er wollte nicht an Hester denken. Immer wenn seine Gedanken zu ihr wanderten, erinnerte er sich unweigerlich daran, wie sie auseinandergegangen waren, und das, was sie getan hatte, machte ihn so wütend, dass sein Herz hämmerte und sich zusammenkrampfte. Er konnte es sich nicht mehr leisten, an Hester zu denken.

Er ging Richtung Hafen und überlegte sich, was er Wren über seinen Arztbesuch erzählen würde. (»Alles ganz unbedenklich. Eine Operation ist nicht nötig.«) Als er *Pondicherry's Old-Tech Auction Rooms* passierte, blieb er stehen, um einige Händler vorbeizulassen, die aus den Auktions-sälen strömten. Ein Gesicht kam ihm bekannt vor – eine recht hübsche Frau, etwa so alt wie er. Offenbar war sie bei der Auktion erfolgreich gewesen, denn sie trug ein großes, schweres Paket. Sie sah Tom nicht, und er grübelte

im Weitergehen, wie sie hieß und wo er ihr schon einmal begegnet war. Katie vielleicht? Nein, Clytie. Das war es. Clytie Potts.

Er hielt an und drehte sich ungläubig um. Es konnte *unmöglich* Clytie gewesen sein. Clytie war in der Historikergilde im Jahrgang über ihm gewesen, als London zerstört wurde. Wie alle anderen in der Stadt war sie bei der Explosion von MEDUSA umgekommen. Sie *konnte* einfach nicht in Peripatetiapolis herumspazieren. Sein Gedächtnis spielte ihm einen Streich.

Aber sie hatte haargenau so ausgesehen wie Clytie!

Er machte kehrt und ging ein paar Schritte zurück. Die Frau stieg eilig eine Treppe zu der Ebene hinauf, wo die Luftschiffe vor Anker hingen. »Clytie!«, brüllte Tom, und sie wandte ihm den Kopf zu. Doch, sie war es, da war er sich auf einmal ganz sicher, und er lachte vor Glück und Überraschung laut auf und rief noch einmal: »Clytie! Ich bin's! Tom Natsworthy!«

Eine Gruppe Händler drängte an ihm vorbei und versperrte ihm die Sicht. Als sie vorüber waren, war Clytie verschwunden. Er rannte auf die Treppe zu und ignorierte das warnende Stechen in seiner Brust. Fieberhaft überlegte er, wie Clytie MEDUSA überlebt haben konnte. War sie damals gerade außerhalb der Stadt gewesen? Er hatte von anderen Londonern gehört, die der Katastrophe entronnen waren, aber das waren alles Mitglieder der Händlergilde, die sich zum Zeitpunkt der Explosion weit weg auf anderen Städten aufgehalten hatten. Auf dem Korsarenkliff war Hester diesem widerwärtigen Ingenieur Popjoy begegnet, aber der war im Bauchraum gewesen, als MEDUSA die Stadt zerstört hatte ...

Er zwängte sich durch die vielen Menschen auf der Trep-

pe und sah Clytie zwischen den Anlegeplätzen für Langzeitbesucher vor ihm weglaufen. So wie er ihr nachgebrüllt hatte, konnte er ihr das auch nicht verübeln. Wahrscheinlich hatte sie ihn aus der Entfernung nicht wiedererkannt und ihn für einen Spinner gehalten oder für einen Konkurrenten, der wütend war, dass sie ihn bei der Auktion überboten hatte. Er trabte ihr nach, um das Missverständnis aufzuklären, und sah sie hastig eine weitere Treppe zu Anlegeplatz sieben hinauflaufen, wo ein kleines, windschnittiges Luftschiff ankerte. Am Fuß der Treppe hielt er kurz inne, um zu lesen, was dort mit Kreide auf die Anzeigetafel geschrieben war: Das Schiff hieß *Archaeopteryx*, war in Airhaven registriert und wurde von Cruwys Morchard geführt. Daraufhin stieg er beherrscht, ohne zu rennen oder zu brüllen oder sonst irgendetwas zu tun, was eine Dame erschrecken könnte, hinter ihr her. Als ausgebildete Historikerin hatte Clytie Potts natürlich keine Schwierigkeiten gehabt, auf einem Old-Tech-Handelsschiff anzuheuern. Bestimmt hatte Cruwys Morchard sie als fachkundige Einkäuferin angestellt, und aus diesem Grund war sie auch im Auktionshaus gewesen.

Oben angelangt, blieb er kurz stehen, um zu verschnaufen. Sein Herz pochte wie wild. Über ihm ragte die *Archaeopteryx* in der Dämmerung auf. Sie war in Tarnfarben gestrichen: die Gondel und die Unterseiten von Rumpf und Triebwerken himmelblau, die Oberseiten in verwirrenden, grün-braun-grauen geometrischen Mustern. Am Fuß der Laufplanke warteten zwei Besatzungsmitglieder in einem fahlen Lichtkreis. Sie wirkten grobschlächtig und waren schäbig gekleidet, wie Plunderer aus den Außenlanden. Als Clytie auf sie zuing, hörte Tom einen der Männer rufen: »Hast du sie gekriegt?«

»Hab sie«, bestätigte Clytie und deutete mit dem Kopf

auf das Paket, das sie trug. Der andere Mann trat vor, um ihr damit zu helfen, und entdeckte dabei Tom hinter ihr. Clytie sah ihm die Überraschung wohl an und drehte sich um.

»Clytie?«, sagte Tom. »Ich bin's, Tom Natsworthy. Gehilfe dritter Klasse, von der Historikergilde. Aus London. Ich weiß, du erkennst mich wahrscheinlich nicht wieder. Es ist ... mal überlegen ... fast zwanzig Jahre her! Und du musst mich für tot gehalten haben ...«

Im ersten Moment war er sicher, dass sie ihn sehr wohl erkannt hatte und dass sie sich freute, ihn zu sehen, doch dann veränderte sich ihre Miene. Sie wich einen Schritt zurück und warf den Männern an der Planke einen Blick zu. Einer von ihnen – ein hochgewachsener, hagerer Mann mit kahlgeschorenem Schädel – legte die Hand an sein Schwert, und Tom hörte ihn fragen: »Belästigt Sie der Kerl, Ms Morchard?«

»Ist schon gut, Lurpak«, sagte Clytie und bedeutete ihm zu bleiben, wo er war. Sie kam wieder ein Stück auf Tom zu und meinte freundlich: »Es tut mir leid, Sir. Ich fürchte, da liegt eine Verwechslung vor. Ich bin Cruwys Morchard, Kommandantin dieses Schiffs. Ich kenne niemanden aus London.«

»Aber ...«, begann Tom. Peinlich berührt und verwirrt, musterte er ihr Gesicht. Er war *sicher*, dass sie Clytie Potts war. Sie hatte etwas zugenommen, genau wie er, und ihr ehemals dunkles Haar war inzwischen von silbernen Strähnen durchzogen, als hingen Spinnweben darin, aber ihr Gesicht war noch dasselbe ... bis auf die Stelle zwischen ihren Augenbrauen, wo Clytie Potts mit einigem Stolz das tätowierte blaue Auge der Historikergilde getragen hatte. Dort war nichts mehr.

Tom kamen Zweifel. Immerhin war es zwanzig Jahre her.

Vielleicht täuschte er sich. Er sagte: »Verzeihen Sie, aber Sie sehen ihr wirklich ähnlich ...«

»Keine Ursache«, sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln. »Ich habe eben ein Allerwelts Gesicht. Ich werde ständig verwechselt.«

»Sie sehen ihr wirklich ähnlich«, sagte Tom noch einmal vage hoffnungsvoll, als könnte sie sich plötzlich darauf besinnen, dass sie *doch* Clytie Potts war.

Sie verbeugte sich und wandte sich ab. Ihre Männer behielten Tom im Auge, während sie ihr mit dem Paket die Laufplanke hinaufhalfen. Es gab nichts mehr zu sagen, also wiederholte er noch einmal: »Verzeihung«, wandte sich seinerseits ab und ging mit hochrotem Kopf davon. Er wollte sich zu seinem eigenen Schiff begeben, war aber noch keine zwanzig Schritte weit gekommen, als er hinter sich die Motoren der *Archaeopteryx* aufheulen hörte. Er sah dem Luftschiff nach, wie es sich in den Abendhimmel erhob, rasch Fahrt aufnahm und den Luftraum der Stadt in östlicher Richtung verließ.

Was merkwürdig war, denn Tom war sicher, auf der Tafel am Anlegeplatz gelesen zu haben, dass es noch zwei Tage in Peripatetia polis bleiben würde.